

Gibt's ein richtiges Leben im Richtigen?

Ralph Martin hat über die Welt saturierter Geschmacksmenschen, die sich gegenseitig terrorisieren, ein Buch geschrieben. Eine Begehung des Tatorts am Kollwitzplatz mit dem Autor.

Man kann es sehen, wenn man will, es steht nicht nur in Büchern, es ist kein Witz und kein Film. Man kann mit der Straßenbahn aus der Mitte Berlins einfach hinauffahren und aussteigen, Eberswalder Straße, Prenzlauer Berg, ein Ort, der irgendwie immer zu zittern scheint vor Autos und Bahnen und Menschen.

Dann sieht man sie sofort. Die bärtigen Männer in ihren Plusterjacken. Wie sie mit dem Fahrrad über die Bürgersteige eilen, weil die Unwucht der Kindersitze, selbst wenn sie leer sind, jedes Kurshalten schwer macht. Und den Club der schönen Mütter: flache Schuhe, schmaler Mantel, müde Augen (oder große Sonnenbrillen), ein Kind an der Hand. Oder noch eins. Man geht die Danziger Straße entlang und zählt, Vater, Vater, Vater, Mutter, Vater, Mutter, Mutter, Mutter, Vater. Man wird überwältigt vom Klischee: Der ganze Prenzlauer Berg ist mehr oder weniger Mitte dreißig und hat mehr oder weniger Kinder. Es ist sicher nicht so, jede Statistik hält ja dagegen, dass plötzlich Abermillionen Kinder von Eltern mit Abitur geboren werden in der Bundesrepublik. Es ist nur eben so, dass sie offenbar alle nur hier wohnen wollen. Oder im Nordend, im Glockenbachviertel, in Eimsbüttel, in der Neustadt – oder wie das Viertel in Ihrer Stadt heißt, wo Eltern fünfzehnhundert Euro für einen Kinderwagen ausgeben und die Jungen Leopold, aber nicht Marvin heißen.

Ralph Martin hat vorgeschlagen, sich hier zu treffen. Er wohnt zwar nicht mehr am Kollwitzplatz, dem *ground zero* der neuen Elternwelt, aber sein neues Buch ist hier zu Hause. Es heißt „Papanoia“. Ralph Martin ist Amerikaner, geboren 1970. Er hat früher in New York in der Buchbranche gearbeitet und seither als freier Journalist auch für dieses Feuilleton geschrieben, er ist mit einer deutschen Fernsehjournalistin verheiratet, die beiden haben zwei Kinder. Wie das ist, als Amerikaner – und vor allem als Mann, dessen Frau das Geld verdient – in der Welt der schönen Mütter und bärtigen Väter Kinder großzuziehen, davon handelt „Papanoia“. Es ist ein auf amerikanische Art lustiges Buch, das sich kleiner macht, als es ist, und an Phänomene, die es beschreibt, eher vorbeischlendert, als sie an sich zu reißen und in eine Gesellschaftstheorie zu pressen.

Ralph Martin spricht zum Beispiel nicht von Generationen. Er appelliert auch nicht an Werte, er ruft keinen sogenannten Trend aus, er erzählt einfach seine Geschichten, und sie sind alle wahr, das muss reichen an Soziologie. Wie zum Beispiel die Geschichte, als seine Tochter Lulu eines Tages mit einer Barbiepuppe in die Kita ging und die anderen Eltern wochenlang nicht darüber hinwegkamen. Eine Barbie – hier! Oder wie Lulu zum Spielen bei Freunden eingeladen war und sie fragte, ob sie vielleicht fernsehen dürfe. Das Nachbeben war auch da heftig. „Sämtliche Kinder in unserer Nachbarschaft ernähren sich von salzlosen, zuckerfreien, unbehandelten Bio-Lebensmitteln“, schreibt Ralph Martin, es ist schon die zwölfte Seite seines Buchs – aber es wäre auch ein guter Einstieg in einen Roman gewesen, der nur im Verhängnis enden kann. So etwas wie „Ihr, die ihr hier eintretet, lasset alle Hoffnung fahren“.

Prenzlauer Berg ist natürlich nicht die Hölle. Aber es ist etwas ins Kippen geraten, wenn Dinge, die eigentlich gut und richtig sind (wie Obst und Gemüse oder Hausmusik), jemanden, der Gitarre spielen kann und gern gut isst, plötzlich wahn-sinnig nerven. Wenn ausgerechnet der Besitz einer Barbiepuppe zum Fanal für Meinungsfreiheit wird. Martins Buch ist nicht das erste, das eine homogene Welt saturierter Geschmacksmenschen beschreibt, die sich gegenseitig terrorisieren. „Prospect Park West“ von Amy Sohn, vergangenes Jahr erschienen, erzählt eine ähnliche Geschichte als Roman und aus Brooklyn: die richtige Wohnung, die richtige Anzahl Kinder, der richtige Biomarkt. Auch „Freiheit“ von Jonathan Franzen erzählt ja im Kern von Gentrifizierern, die sich das Leben schwer machen. Und die neue amerikanische Fernsehserie „Portlandia“ handelt von nichts als der Frage, warum es so öde ist, wenn alle alles richtig machen, ökologisch korrekte Kleider (keine Kinderarbeit!) tragen und Fahrrad fahren (Benzin böse!). Ob es also überhaupt ein richtiges Leben im Richtigen geben kann.

„Es ist nicht nur in Berlin so“, sagt Ralph Martin sofort, wir sitzen im „Kollberg 35“ vor zwei Tassen Kaffee mit Milch, die natürlich hier nicht so heißen, sondern Cortado; vor der Tür spielen Kinder auf dem Spielplatz, am Nebentisch re-

den Männer in Englisch aufeinander ein, später schreit ein Baby an einem anderen Tisch. „Ich bin in Hamburg gewesen, in München und in Bad Godesberg, es war überall so: Jede Stadt hat diese Schicht von Leuten, die so sind wie ich. Aber seit ich umgezogen bin“ – nach Kreuzberg –, „wird mir klar, dass diese Mischung aus Selbstgerechtigkeit und der Bereitschaft, anderen Leuten zu sagen, dass sie etwas Böses tun, wenn sie sich nicht wie alle anderen verhalten: dass das eben nicht universell ist. Es gibt Viertel, in denen die Leute einem nicht in den Einkaufswagen gucken und kontrollieren, ob alles bio ist, ob man zu viele salzige Sachen einkauft oder billige Würstchen.“

Und es gibt ein Viertel namens Prenzlauer Berg. Als er hier ankam, 2004, dachte Martin, er sei im Himmel. „Es war der schmerzloseste Aufstieg, den ich mir vorstellen konnte“, heißt es im Buch. „Wir zogen in eine wunderschöne perfekt renovierte Altbauwohnung in einer hippen, angesagten Nachbarschaft, wo noch vor ein paar Jahren alternde DDR-Rentner ihre heruntergekommene Zuflucht hatten; das konnte kein Glück sein. Das war *Geschichte*, der Triumph der Jungen, der Cleveren und der Stilvollen – worüber, das wusste ich nicht; doch ich triumphierte.“ Noch am Abend des Einzugs wird ihnen klar, dass sie in ein Haus schreiender Babys gezogen sind, bald haben sie selbst eins, und aus ihrem Haus der Geschichte wird der „Bunker“, in den nur noch Eltern ziehen, die eigentlich nur Eltern um sich dulden.

Vielleicht, oder nein: Sicher ist Ralph Martin empfänglicher für kulturelle Signale und Distinktionsgewinne (und subtile Demütigungen), weil er von außen zuschaut, als Ausländer und als „weitgehend erwerbsloser Vater“, wie er sich im Buch nennt. Berliner, sagt Martin, seien besonders besitzergreifend, wenn es um ihre Viertel geht. Kaum sind sie irgendwo hingezogen, beschweren sie sich schon, was daraus geworden ist. Die schmerzhafteste Episode im Buch handelt von einem Kinderspielplatz: Auf der Bank in der Sonne thronen drei junge Frauen, „Yogamütter“ nennt Ralph Martin sie. Die Yogamütter (Standardkleidung: „Turnschuhe, Jogginghose und Kapuzenpulli, darüber ein Mantel, der aussah, als wäre er einmal sehr teuer gewesen.“) ignorieren ihn und seine Tochter so brüsk, dass Martin zurückkatalpultiert wird in seine Highschool, in die Zeit, als er ein Außenseiter war, ein *nerd*, und die höheren Töchter ihn nicht beachteten. Man muss nicht auf der Highschool gewesen sein, um diese Hierarchien zu verstehen: Leser vom „Zauberberg“ wissen genau, was der gute und der schlechte Rusentisch ist.

Aber zurück zur Geschichte, nicht nur der von Lulu und Ralph Martin, auch zu der, an deren vorläufigem Ende ein Viertel steht, das, wie Ralph Martin sagt, die kulturelle Vorstellungskraft des Landes erobert hat – aber sie zugleich uniformierte. „Man wagt es hier nicht, zu viel zu träumen“, sagt er, und dass es das eine sei, in der Kita seinen Beitrag zu leisten, mitzubasteln, mitzubacken, dass es nur eben nicht übergreifen dürfe ins Private. In dem



Ralph Martin

Foto Julia Zimmermann

Viertel aus „Papanoia“ ist das Private aber komplett nach außen gestülpt.

Warum es so kam, warum aus einem Viertel der besten Absichten ein Ort wurde, an dem man sich beobachtet fühlt, abgecheckt, einsortiert, wenn man nicht nach den Regeln lebt, und wer diese Regeln aufgestellt hat, darüber rätselt Martin noch. Erst mal ist er mit seiner Familie weggezogen. Das Buch, erschienen bei Piper, beantwortet die Fragen nicht, aber es hat eine Heldin, die über allen Konformismus erhaben ist: Lulu. Die nach Fleisch ruft, Fernsehen will, Pink trägt, sich einen Bruder wünscht und eine Barbie hat. „Sie ist ich“, sagt Lulu über die Barbie. Diese Puppe, schreibt Ralph Martin, „war die Botschafterin einer anderen Welt; vielleicht keiner besseren, doch einer unendlich seltsameren und wunderbaren Welt als alles, was die Yogamütter sich vorstellen konnten“. Ein Mädchen, das mit jemandem spielt, mit dem niemand mehr spielen will – vielleicht ist das die Antwort auf alle Fragen. TOBIAS RÜTHNER



Ein „Blob“, wie er kürzlich Baumode war, wäre nicht so sensibel eingordnet: das Stadthaus Johannisstraße

Foto Kay Herschelmann

Endlich einmal ein Eckenbrüller

Rattenfängerglück fürs Auge: Mayers grandios geglücktes Haus in Berlins Mitte

Auf dem letzten Teilstück zwischen der Weidendammer Brücke und dem Oranienburger Tor verliert Berlins Friedrichstraße Schritt für Schritt ihr Großstadtfair. Hier stehen nur noch Sparversionen der ehrgeizigen Ensembles, mit denen Investoren in den neunziger Jahren vom Bahnhof Friedrichstraße bis zur Leipziger Straße eine von auflotierten Altbauten zusätzlich gedaltete Parade aus Glas, Chrom und Messing, Granit, Marmor und Sandstein schufen.

Man kann viel einwenden gegen dies unverhohlene Zurschaustellen des Konsumfanatismus, aber kaum etwas gegen den kühlen Charme dieser Architektur. Vor ihm wirkt das gerasterte Glas-Granit-Einerlei oberhalb der Weidendammer Brücke so schäbig wie die schwerfällig um Karree stampfenden Plattenbaukolosse der achtziger Jahre, die dort die rapide alternde DDR in einem letzten Kraftakt aufturnte. Die Altbauten zwischen ihnen wirken eher düftig renoviert, und sogar das unlängst noch berühmte Tacheles, die zyklische Kaufhausruine von 1909, die der Sozialismus vergessen und die Alternativzone 1990 besetzt hatte, sieht mit ihren kreisbunten Graffiti und sperrhölzernen Installationen wie ein ausgelagter Revolutionsrentner aus, der mürrisch wilderen Zeiten nachhängt.

So lässt man die Fassaden vorüberziehen, wirft höchstens einen Blick auf den aufdringlich plumpen, mit Buntglasintarsien aufgepeppten Plattenbau-Jugendstil des Friedrichstadtpalasts – und bleibt überrascht stehen. Hinter der Revuegarage, die seit 1985 der beleidigend banale Ersatz für Hans Poelzig's fulminantes Großes Schauspielhaus von 1919 ist, fällt ein bizarrer Neubau ins Auge – blinkendes Metall, pulsierende Formen, die scharf zum ruhigen Ebenmaß einiger zierlicher klassizistischer Häuser kontrastieren.

Letztere sind sorgfältig restaurierte Reste des alten Berlin, um 1840 erbaut. Einige dienen samt einer historischen Maschinenfabrik unter dem Namen „Kalkscheune“ als Kulturtreff. Dahinter erhebt sich der Neubau. Alle gewohnten Kriterien versagen: Was von weitem wie ein „Blob“ erschien, also ein Spätling der biomorphen Architekturmode, die im vergangenen Jahrzehnt Furor machte, erweist sich nun als übersichtlich geordneter, sechsstöckiger Bau mit berlinertypisch zurückgesetztem siebtem Obergeschoss.

Aber mit der hauptstädtischen Lohfassadenmanie hat dieses Gebäude so viel zu tun wie sich wiegendes Schilf mit einer starren Drahtbürste: Wohin man schaut, gleiten schlanke, dicht gereichte Lamellen aus gefrästem silbrigem Aluminium einwärts und auswärts. Sie wellen sich um Schaufenster und Glasportale

im Erdgeschoss, säumen mannshohe Fenster, Veranden und altanartige Balkone. Zusätzlich schwingen die Gestänge als waagerechte Stockwerksunterteilungen nach außen, gleiten zuweilen wie Vorhänge seitwärts, fließen in Höhe des Mansardgeschosses wie tastend auf die Firstlinie des angrenzenden Altbaus zu. An der weniger bewegten Rückseite häufen sich die Freisitze. Sie blicken, da der Bau eine Tiefgarage besitzt, nicht auf die üblichen Stellplätze, sondern auf einen grünen Innenhof.

Das Gebäude ist ein Rattenfänger fürs Auge, exzentrisch, frivol, jeder Zentimeter auf Effekt bedacht. Und doch trennen es Welten von den vielen vergleichbar auffallensüchtigen Großbauten der vergangenen Jahre, Frank Gehrys Steel-Magnolia Guggenheim in Bilbao beispielsweise, Zaha Hadids Wolfsburger Beton-Mammut Phaeno, dem neuen Centre Pompidou in Metz, dessen gewellte Umrisse ihr Schöpfer Shigeru Ban als ein Zitat „Chinesischer Strohhüte“ bezeichnet. Sie alle sind

Es geschieht das eigentlich Undenkbare: Die leichten Wellen und Kurven des Neubaus vereinen sich mit den strengen Waage- und Senkrechten des Klassizismus zu einem stimmigen Ensemble.

Solitäre, Diven, die keine Götter, nicht einmal Nachbarn neben sich dulden. Das Wohn- und Geschäftshaus in der Berliner Johannisstraße dagegen schmiegte sich, ohne je kriecherisch zu sein, den historischen Nachbarn an, respektiert deren Aufblutungen und Proportionen, neigt sich an der Nahtstelle von Alt und Neu auf die Höhe des Altbaustands. So geschieht das Undenkbare: Die strengen Waage- und Senkrechten des Klassizismus harmonieren mit den Wellen des Neulings, bilden ein zwangloses Ensemble.

Wie kommt ein Architekt auf eine solche Idee? Jürgen Mayer H. erklärt, er habe die Formen und Maße der Altbauten in seinem Entwurf verarbeitet. Das eigene Bildgedächtnis aber verweist auf die Welt der Comics und Computer. Stephen Hillenburgs Unterwasserphäre des skurrilen Serienhelden „SpongeBob“ zeigt solche amorphen Behausungen; das dreidimensionale Kurven von Mayers Fassade kennt jeder, dessen CDs während des Abspielens von Computern mit ähnlichen, scheinbar dreidimensionalen farbigen

und freischwebenden Gebilden untermauert werden.

Zaha Hadid, Gehry und andere haben sich lange schon zu solchen Computerspielerereien bekannt. Doch niemand hat sie bisher so radikal in die Realität übertragen wie Jürgen Mayer H., international bekannt seit seinem Projekt „Metropol Parasol“: Im März dieses Jahres (F.A.Z. vom 11. April) eröffnet, überwölben sechs pilzartige, dreißig Meter hohe Formen, zusammengesetzt aus zahllosen, 1,50 mal 1,50 Meter großen Pixeln, federleicht die Plaza de la Encarnación in Sevilla. Sie bieten unter fünftausend Quadratmetern Dach Platz für Märkte, ein archäologisches Museum und ein Großrestaurant samt öffentlichem Raum, in dem Bürger und Besucher seither zusammenströmen.

Die größte Leistung aber hat der Architekt vollbracht, als er die titanische Geste von Sevilla auf das Format eines Berliner Hauses zähmte. Natürlich auf ein Sonderformat: Über den Gewerbehöhen im Erdgeschoss, die garantiert ungeeignet für Discounter sind, finden sich 21 Eigentumswohnungen variablen Zuschnitts, obenauf Penthäuser, alle mit besten Belichtungsverhältnissen und Komfort bis ins geringste gestalterische Detail.

Schon die Titulatur als „Townhouses mit Garten“ oder „klassische Apartments“ macht deutlich, dass in der Johannisstraße Luxus pur geboten wird. Doch es ist einer, der sich den exzentrischen Architekturformen unterwirft – auch die Innenräume samt Design, Terrassen und Balkons vollziehen die Schwingungen der Fassaden nach; eine Herausforderung vermutlich für einige Bewohner.

Makel? Die dunkel getönten Scheiben und schwarzbraun eloxierten Metallrahmen hinter den Lamellen wirken abweisend wie die spiegelgläsernen Sonnenbrillenmasken von Bankern und Mafiosi. Doch länger betrachtet, zeigen sie sich als unentbehrlicher, Halt gebender, ruhiger Hintergrund für das unruhig flirren der Lamellen.

Halt braucht dieses Haus. Denn direkt vor und neben ihm klaffen weite Brachen. Auf der gegenüberliegenden informiert eine Tafel, dass dort die im Jahr 1854 erbaute Reformsynagoge stand, niedergebrannt in der „Reichskristallnacht“ 1938. Im Hintergrund ragt isoliert der Torso des Tacheles, seitlich tauchen vernachlässigte Altbauten der Charité auf. Auch in Stadtmitte ist das geschundene Berlin der Nachkriegszeit noch gegenwärtig. Umso besser, dass hier nun ein Neubau Zuversicht aussendet. Einer, der 26 Jahre nach dem stupiden Abriss von Poelzig's expressionistischem Titanen als erster im Bereich der Friedrichstraße endlich einmal Neues, Provozierendes riskiert. DIETER BARTETZKO

Eichborns Bauch

Die skurrilste Einladungskarte zur Frankfurter Buchmesse stammte von Bastei Lübbe. Wer sie aufklappte, dem erschien Verlagschef Stefan Lübbe, der auf dem eingeklebten Bildschirm per Videobotschaft zum Dinner lud. Auch der insolvente Frankfurter Eichborn-Verlag hat jetzt von dem Kölner Spaßmacher eine Einladung erhalten, die es in sich hat. Wie der Insolvenzverwalter Holger Lessing gestern bekanntgab, hat Bastei Lübbe für den Verlag mit der Fliege ein Kaufangebot unterbreitet. Es sei noch nicht unterschrittsreif, so Lessing, doch akzeptabel. „Wir sind auf dem Weg der Rettung – Eichborn ist nicht verloren“, jubelt der Verwalter, der auf der Buchmesse von Stand zu Stand eilt, um das Haus vor der Pleite noch an den Mann zu bringen. Auch Stefan Lübbe freut sich über den möglichen Zuwachs aus Frankfurt, findet er doch, dass Lübbe und Eichborn gut zusammenpassten – „weil wir ähnliche Verlagsphilosophien haben“. Darüber ließe sich streiten. Denn die Frage, was bei dieser sogenannten Rettung von Eichborn übrig bleibt, drängt sich auf. Bereits jetzt ist von der stolzen Mannschaft nur noch ein Häuflein von zwanzig Mitarbeitern übrig. Nicht einmal die sollen alle übernommen werden. Sicher ist außerdem, dass Eichborn im Falle des Verkaufs nach Köln umziehen wird, wo der Kaufinteressent Heftromane wie den Milliardenseller „Jerry Cotton“ und mehr verlegt. Passt das zusammen? Jedenfalls wird es passend gemacht. „Die andere Bibliothek“, Eichborns bibliophile Kostbarkeit, zieht gar nicht erst mit, sondern ist weiter im Angebot. Vom Profil des Frankfurter Verlags aber, der mit seinem Spagat aus Kunst und Kommerz seit seiner Gründung 1980 zu den schillerndsten deutschen Häusern gehörte, bleibt nur noch der Gemischtwarenladen, dessen Rettung Lessing nun bejubelt. Das Familienunternehmen Bastei Lübbe wird jedenfalls, anders als im Fall der einst avisierten Verbindung mit dem Aufbau Verlag, kein Partner auf Augenhöhe sein. Eichborn tritt in ein Verlagkonglomerat ein, zu dem inzwischen die Jugendbuchverlage Baumhaus und Boje ebenso gehören wie der Quadriga-Verlag. Die Strategie hinter diesem bunten Strauß bleibt unklar. Vielleicht ist sie auch gar keine Sache der Ratio. Bei wichtigen Entscheidungen, erzählt Stefan Lübbe einmal, verlasse er sich auf sein Bauchgefühl. Mit Eichborns Herbstprogramm verleiht er sich nun Welterklärungsbücher ein wie Katja Kullmanns Essay „Echtleben“, der Aufklärung in der Frage verspricht, „warum es heute so kompliziert ist, eine Haltung zu haben“. S.K.

Freund und Feind

Die SWR-Bestenliste im November

Judith Schalanskys Roman „Der Hals der Giraffe“ führt die SWR-Bestenliste im November an, gefolgt von dem Briefwechsel zwischen Joseph Roth und Stefan Zweig. „Jede Freundschaft mit mir ist verderblich“. An dritter Stelle steht der Roman von Jan Peter Bremer „Der amerikanische Investor“, den vierten Platz nimmt Volker Brauns Erzählung „Die hellen Haufen“ ein. Die Plätze fünf bis acht teilen sich bei gleicher Punktzahl Kurt Flasch „Einkauf, Dante zu lesen“, Michael Buselmeiers „Wunsiedel“, Sibylle Lewitschroffs „Blumenberg“ und der Debitütroman von Sebastian Polmans, „Junge“. An neunter und zehnter Stelle stehen der Roman „Herr der Krähen“ des Kenianers Ngugi wa Thiong'o und die Gedichte von Wallace Stevens „Hellwach, am Rande des Schlafs“. Die persönliche Empfehlung von Felicitas von Lovenberg gilt dem Roman „Große Erwartungen“ von Charles Dickens, neu übersetzt von Melanie Walz. F.A.Z.

Heute

Dort, wo alles begann

Auf epischen 700 Seiten erzählt Margaret Mazzantini die Geschichte von Gemma und Diego, die sich 1984 in Sarajevo kennenlernen und 1992 dort wieder verlieren. **Seite 30**

Von Liebe und Krieg

Bertrand Taverniers Kostümfilm „Die Prinzessin von Montpensier“ kommt ins Kino – eine Kritik und ein Gespräch mit dem Regisseur. **Seiten 31 und 33**

Sie haben recht, Peer!

Der Altkanzler und sein persönlicher Kandidat für das Kanzleramt: Helmut Schmidt gibt Peer Steinbrück Gelegenheit, sich von der besten Seite zu zeigen. **Sachbücher 34**

Stäbchenschwinger

Musik im Film zu vermitteln ist ein Wagnis. Dem Regisseur Michael Wende glückt mit „Der Taktstock“ ein frischer, frecher Blick auf ein magisches Phänomen. **Medien 35**